

Sonntagsfreund

Illustrirte Gratisbeilage zur Oberschlesischen Volksstimme.

Nr. 8.

Sonntag, 23. Februar.

Jahrgang 1896.

Der Versuchung erlegen.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben von Josef Treumann.

(Schluß.)

V.

(Nachdruck verboten.)

„Ich kann, und ich werde!“ rief Thomas Treadwell sehr erregt.

„Sie können und werden es nicht thun!“ entgegnete James Parsons in ruhigem, aber bestimmtem Tone.

Diese beiden Herren befanden sich in der Office des alten Rechtsanwalts zu Norwich und hatten bereits seit einer Viertelstunde ein lebhaftes Wortgefecht; beider Antlitz zeigte die innere Erregung. Die ver-

flossenen drei Jahre hatten bei jedem von ihnen ihre Merkmale zurückgelassen; Parsons' Haltung war nicht mehr so aufrecht und sein Schritt weniger elastisch, ebenso wie seine Stimme nicht mehr den alten, kräftigen Klang besaß. Die Wandlung in Treadwell's Erscheinung war noch auffälliger; der früher so selbstbewusste Ausdruck seines Gesichtes und das hochmüthige Gebahren waren ihm abhanden gekommen. Seine Augen hatten einen ruhelosen, flimmernden Blick; seine Haare und der kräftige Schnurrbart, die ehemals so glatt und glänzend schwarz gewesen, waren grau melirt und ungepflegt.

„Ich verstehe noch immer nicht, warum Sie diese Frau belästigen und ihr Unannehmlichkeiten bereiten wollen“ fuhr der alte Advokat kopfschüttelnd fort; „es war ein ehrlicher geistiger Kampf zwischen Ihnen beiden, den Sie gewann. Sie hat nichts Unrechtes begangen, sondern Ihnen Ihre Mühe- waltung reichlich bezahlt; Sie selbst aber haben kein größeres Unrecht

auf die Bennet'sche Hinterlassenschaft als ich oder irgend ein anderer.“

„Hol' Sie der Henker, Parsons! Können Sie denn nicht anders, als einem Manne wie mir die elendesten Beweggründe unterschieben?“ schrie der andere im höchsten Grade aufgebracht. „Es ist die Frau selbst, die ich nicht zu vergessen vermag! Sehen Sie denn nicht, daß ich vollständig umgewandelt bin, seit Sie meinen Weg gekreuzt hat? Ich weiß wahrlich nicht, ob ich Sie mehr liebe oder hasse; aber das eine ist unzweifelhaft, daß Sie mich völlig beherrzt hat!“

„Well, well,“ sprach der Rechtsanwalt bedächtig, „das ändert die Sachlage ein wenig; trotzdem wird mir der Fall nicht ganz verständlich. Schon der Gedanke, Thomas Tread-

well sei schwermüthig und empfindsam geworden, ist imstande, einem die Lachmuskeln zu erregen. Hahaha!“

Der Verspottete war eben im Begriff, eine gereizte Antwort zu geben, als er durch das Erscheinen eines Fremden daran verhindert wurde.

Der Letztere war ein schlank gebauter junger Mann mit einnehmenden Gesichtszügen. Er war einfach gekleidet, aber frei und elegant in seinen

Bewegungen, wie sie nur der Verkehr in guter Gesellschaft heranbildet; in seiner Linken hielt er ein leichtes Stöckchen, während er mit seiner Rechten den Hut vom Kopfe nahm. „Ich habe doch die Ehre, Mr. Parsons vor mir zu sehen?“ begann er in festem Tone, indem er gleichzeitig dem Advokaten seine Visitenkarte überreichte.

„Ah! Sie sind also meines alten Klienten Entelsohn?“ rief Parsons, nachdem er einen Blick auf die Karte geworfen hatte. „Hier ist noch ein anderer Freund Ihrer Familie. Mr. Treadwell, ich habe das Vergnügen, Ihnen in



„Grüß dich Gott, Brüderchen!“ Nach einer Zeichnung von A. Zick.

diesem Herrn Mrs. Carrie Wilson's Sohn, George, vorzustellen."

"Ich erinnere mich, meine Mutter oft von Mr. Treadwell sprechen gehört zu haben," versetzte der junge Mann etwas steif und zurückhaltend.

Thomas betrachtete den Hinzugekommenen mit unruhig flimmernden Blicken. Dies also war der Sohn, um dessentwillen Carrie Wilson ihn selbst beiseite geschoben — dies derjenige, dessen Erbschaft sie nicht verkürzen wollte! „Und ich werde ihm dennoch dieselbe entziehen!“ murmelte er in sich hinein, während er hastig nach seiner Kopfbedeckung griff und, sich kurz verbeugend, hinauseilte.

„Wollen Sie mir eine kurze Unterredung gewähren, Mr. Parsons?“ fragte jetzt George; „ich komme in einer geschäftlichen Angelegenheit von großer Wichtigkeit.“

„Sicherlich,“ erwiderte der alte Advokat, indem er die Thür zu einem zweiten Zimmer öffnete und den Besuch durch eine Handbewegung zum Eintritt in dasselbe aufforderte. Nachdem er dann die Thür wieder geschlossen, fügte er hinzu: „Hier sind wir vor jeder Störung und der Gefahr des Belauschtwerdens sicher!“

„Die Angelegenheit, wegen deren ich heute hier bin,“ fuhr der junge Mann, ohne weiteres zur Sache kommend, fort, „ist eine direkte Folge der vor drei Jahren stattgehabten Anwesenheit meiner Mutter in Norwich und hängt innig mit der Hinterlassenschaft meines Großvaters zusammen.“

„Oh!“ kam es über die Lippen des Alten, dem es sehr sonderbar erschien, daß Mr. Treadwell und der jetzt vor ihm Sitzende an demselben Tage wegen der gleichen Sache zu ihm kamen; aber als gewandter Advokat that er weiter keine Aeußerung, sondern wartete weitere Aufklärungen ab.

„Ich habe guten Grund zu der Annahme, daß meine Mutter gar kein Recht zum Antritt der Erbschaft hatte,“ sprach George weiter, „daß dagegen eine andere Person existirt, deren Berechtigung der ihrigen voransteht.“

„Ah!“ stieß Parsons wieder hervor; jetzt war er wirklich überrascht, denn das soeben Gehörte stimmte genau mit dem überein, was Thomas Treadwell vor einer halben Stunde behauptet hatte, und an ein heimliches Einverständnis der beiden war doch nicht zu denken. „Darf ich Sie um die Gründe für Ihre Annahme bitten?“ fragte er endlich.

Statt jeder Antwort zog der jüngere das Heft mit den tagebuchartigen Eintragungen Annie Thurston's aus der Tasche und reichte es seinem Gegenüber.

James Parsons putzte ruhig seine Brille und lehnte sich, nachdem er sie wieder aufgesetzt, gemächlich zurück; dann las er ohne sichtbare Erregung den Inhalt des Heftes durch, schloß es wieder und gab es zurück, indem er gleichmüthig fragte: „Auf welche Weise kamen diese Aufzeichnungen in Ihren Besitz?“

George berichtete, daß seine Mutter dieselben gefunden, als sie alte Briefschaften des verstorbenen Vaters durchgesehen habe.

„Wie lange ist das her?“ fragte der Advokat, seine Augen mit forschendem Ausdruck auf den jungen Mann richtend.

Der Letztere hatte beschlossen, seine Mutter vor dem Verdacht der absichtlichen Verheimlichung einer ihr bekannten Thatsache und der wissentlichen Aneignung fremden Eigentums zu schützen; deshalb antwortete er, daß er es nicht genau wisse, aber anzunehmen berechtigt sei, es wäre erst vor kurzem geschehen.

„Hat Mrs. Wilson irgend jemandem außer Ihnen mit dem Inhalt der Aufzeichnungen in diesem Heft bekannt gemacht?“

„Ich glaube überzeugt sein zu dürfen, daß sie es nicht gethan?“

„Sind damit die Beweise, welche Sie für Ihre Behauptung vorzubringen vermögen, erschöpft?“ fuhr Parsons fort. „In diesem Falle brauchen Sie nicht zu fürchten; diese Niederschriften sind nichts als Hirngespinnste einer Irtsinnigen und haben vor einem Gerichtshof gar kein Gewicht.“

„Es gibt aber noch andere Beweise! Es gibt lebende Zeugen, die bereit sind, für meine Behauptung einzutreten.“

„Wer sind dieselben und wo wohnen sie?“

„Vor allem existirt noch eine Eintragung in den Büchern des Hospitals zu Philadelphia, in welchem meine Tante Aufnahme gefunden, daß sie dort einem weiblichen Kinde das Leben geschenkt, welches den Namen Katharina erhalten, und außerdem lebt auch noch die Wärterin, die die Schwester meiner Mutter gepflegt hat und bereit ist, dasselbe zu bezeugen.“

„Dies ändert die Lage der Dinge allerdings ein wenig,“

meinte der alte Rechtsanwalt nachdenklich. „Was gedenken Sie nun in dieser Sache zu thun?“

„Was ich zu thun gedenke?“ rief George erstaunt. „Ich beabsichtige dieses Mädchen aufzusuchen und ihr, wenn sich ihre Ansprüche als gerecht erweisen, das ihr zukommende Vermögen auszuantworten!“

„Was?“ schrie Mr. Parsons auf, indem er von seinem Sitz emporsprang und erregt im Gemach umherlief. „Sie wollen mir doch nicht etwa einreden, daß Sie, ein Mann des neunzehnten Jahrhunderts, der in Newyork geboren und groß geworden ist, wo man allein das „goldene Kalb“ anbetet, hierher kamen, um ein Vermögen von fünfzigtausend Dollars einem Mädchen zu überliefern, das Sie nicht kennen und welches, weil es nicht einmal seine Berechtigung zu solchen Ansprüchen ahnt, auch den Verlust des Geldes nicht fühlen kann?“

„Warum nicht?“ entgegnete George belustigt, trotz der unangenehmen Lage, in der er sich befand.

„Well, well, Sie würden wohl wenige finden, die Ihr Beispiel nachzuahmen gewillt wären!“ rief der Alte, „und ich kann es auch noch immer nicht glauben.“

„In der That, Mr. Parsons, ich begreife nicht —“

„Halt, junger Herr! Ich beabsichtige nicht, Sie zu beleidigen. Wenn Sie denn gewillt sind, das großväterliche Vermögen hinzugeben, und Sie sich dazu meiner Vermittlung bedienen wollen, so bin ich bereit, Ihnen dabei zu helfen. Ich denke, imstande zu sein, Sie noch heute nachmittag in die Lage zu versetzen, Ihre Absicht auszuführen, falls Sie es so wünschen sollten.“

„Wie?“ fragte der junge Mann kurz.

„Es scheint, daß Ihre Mutter, als sie vor drei Jahren hier war, an Kate Nyder ein eben solches Interesse nahm, wie Sie es jetzt thun, und ihr in Folge dessen die Mittel zu ihrer Ausbildung gewährte,“ erwiderte Mr. Parsons, den vor ihm Stehenden scharf ansehend, der indessen nichts antwortete, weil er gewillt war, alle seine Mutter betreffenden Bemerkungen unbeachtet zu lassen. „Miß Nyder hat die ihr gebotene günstige Gelegenheit auf's Beste ausgenutzt und ist bereits Lehrerin an einer hiesigen öffentlichen Schule; sie geht hier an meiner Office täglich zweimal vorüber. Ich werde sofort einen Boten mit der Aufforderung zu ihr senden, sie möge auf ihrem Heimwege bei mir eintreten; oder haben Sie einen besseren Vorschlag?“

„Ich halte Ihren Plan für bewundernswert und kann ihn durch keinen besseren ersetzen!“

Mr. Parsons schrieb sofort in dem besprochenen Sinne einen Zettel, und ein Knabe übernahm dessen umgehende Beforgung. Das Gespräch über diesen Gegenstand wurde darauf von beiden Herren fallen gelassen; der alte Advokat ließ sich wieder an seinem Schreibtisch nieder und vertiefte sich in ein Aktenstück, während George Wilson auf einem entfernten Stuhle Platz nahm, eine Morgenzeitung aus der Tasche zog und scheinbar deren Inhalt zu studiren begann. Wer aber genauer hingesehen hätte, würde sofort bemerkt haben, daß dies in Wirklichkeit nicht der Fall war, denn er hielt das Blatt verkehrt in der Hand, und sein Blick hatte etwas starres, weltverlorenes.

Nach etwas über einer halben Stunde wurde ein leises Rochen an der Thüre vernehmbar, worauf sich Mr. Parsons sofort erhob, um dem Einlaß begehrenden zu öffnen.

George schielte mit unverkennbarer Neugierde über den Rand der Zeitung hinweg auf das eintretende Mädchen, und er war im höchsten Grade überrascht, statt eines unbefohlenen, stämmigen Landmädchens, das zu erblicken, was er erwartet hatte, eine zarte junge Dame vor sich zu sehen, deren geistvolles Gesicht ihm über alle Maßen schön erschien, so daß es ihm fast den Atem versetzte.

„Ich komme in Folge Ihrer Aufforderung hierher,“ begann sie zögernd und mit niedergeschlagenen Augen.

„Bitte, setzen Sie sich,“ antwortete der Alte. „Ich bat Sie um Ihren Besuch, um Sie diesem Herrn vorzustellen, dessen Name George Wilson ist.“

Das junge Mädchen wurde über und über rot, während sie ihren dunklen sprechenden Augen zu dem ihr vorgestellten erhob und er sich vor ihr wie vor einer Prinzessin verbeugte.

„Es liegt eine geschäftliche Angelegenheit vor, an der Sie zufällig beide betheiligt sind,“ fuhr Mr. Parsons fort. „Soll ich die Erklärung übernehmen, oder wollen Sie es selbst thun?“ wandte er sich darauf an George.

„Sie werden es weit besser vermögen als ich,“ erwiderte der Letztere, indem er gleichzeitig nach seinem Hute griff. „Ich werde

inzwischen ein wenig durch die Straßen dieses Städtchens wandern, das mir ganz fremd ist."

Der Rechtsanwalt, welcher begriff, daß dem jungen Manne die Auseinandersetzung der Lage peinlich werden mußte, ließ ihn ungehindert gehen. „Mein liebes Fräulein," begann er dann, „erinnern Sie sich noch Mrs. Wilson's, ich meine, jener Dame, die sich vor drei Jahren einen Monat lang hier in Norwich aufhielt und zu Ihnen selbst, sowie zu Ihren Adoptiv-Eltern in freundliche Beziehungen trat?"

„Wie könnte ich dieselbe je vergessen!" rief Kate; „habe ich es doch ihr allein zu danken, daß ich mich jetzt als Lehrerin ernähren kann und nicht irgendwo als Dienstmädchen den Launen Fremder unterthänig sein muß! O, wenn ich sie nur noch einmal wiedersehen könnte!"

„Diese Möglichkeit ist durchaus nicht ausgeschlossen! Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen versicherte, daß Sie in einem sehr nahen Verhältnis zu ihr selbst und dem jungen Herrn stehen, der uns soeben verlassen hat und kein anderer ist, als der einzige Sohn Mrs. Carrie Wilson's?"

„O, mein Herr, spotten Sie meiner nicht und erregen Sie nicht Hoffnungen in mir, nur um dieselben wieder zu vernichten! Sie würden mich damit nur elend machen!"

„Aber, mein liebes Kind, ich denke gar nicht daran, in Ihnen falsche Hoffnungen zu erwecken; das, was ich Ihnen sagte, beruht vollständig auf Wahrheit?" Darauf erzählte ihr Parsons die Lebensgeschichte ihrer Mutter und alles, was mit derselben zusammenhing.

Während er sprach, spiegelten sich in ihrem jugendlich offenen Antlitz lebhaft die verschiedenen Gefühle wieder, von denen sie bewegt wurde — Mitleid, Entrüstung, Scham und Freude wechselten mit einander. Als er von den fünfzigtausend Dollars berichtete, die eigentlich ihr zukamen, öffnete sie im höchsten Erstaunen weit die Augen und rief: „Wie können dieselben mir gehören?"

„Das Vermögen ist das Ihrige, weil Ihre Mutter dessen Eigentümerin war!"

„Aber wenn ich den Besitz antrete, bleibt für Mrs. Wilson nichts?"

„So ist es!" gestand der Alte zu.

„Dann werde ich nie einen Cent dieses Geldes berühren!" versicherte Kate.

„Sie werden jedoch dessen Besitz antreten müssen," widersprach er. „Mr. George Wilson, der, wie ich beiläufig bemerken will, erst vor ganz kurzer Zeit von Ihrer Existenz Kenntnis erlangte, kam in der einzigen Absicht hierher, das in Frage stehende Vermögen auf Sie zu übertragen."

Nachdenklich zog Kate ihre hübsch geschweiften Brauen zusammen; dann fragte sie: „Wie kommt es, daß meine Mutter so viel besaß und Mrs. Wilson — meine Tante, nichts?"

„Ihr Großvater ernannte in seinem Testament die jüngere Tochter zu seiner Universalerbin."

„Das war ein sehr ungerechtes Testament, und mein Großvater hätte sich schämen sollen!" rief das junge Mädchen empört.

Mr. Parsons war im Begriff, etwas zu erwidern, als sich die Thüre öffnete und George wieder eintrat. „Dies ist eine sehr eigenartige junge Dame," wandte er sich an denselben, „und ist im Begriff, uns Unannehmlichkeiten zu bereiten. Sie erklärt ihren toten Großvater für einen bösen alten Mann, weil er ihrer Mutter und dadurch ihr selbst so viel Geld hinterlassen hat."

„O, mein Herr, wie können Sie meine Worte so verdrehen!" stieß Kate, mit Thränen in den Augen, hervor. „Ich mag nur nicht das Geld grade der Dame entziehen, welche sich mir so freundlich erwiesen und die ich so lange als Ideal betrachtet, das zu hoch über mir stand, um es je erreichen zu können."

Die mit diesen Worten seiner Mutter gebrachte Hulldigung bewegte das Herz des jungen Mannes ungemein; eine Minute lang betrachtete er Kate mit freundlichstem Blick, dann sagte er: „Vielleicht können wir zu einem Vergleich gelangen. Auch ich bin der Ansicht, daß das Testament unseres Großvaters ein ungerechtes ist; die beiden Schwestern hätten zu gleichen Teilen bedacht werden sollen."

„Das ist genau der Standpunkt, den ich ebenfalls einnehme!" rief das Mädchen erfreut; „ich kann die Hälfte nehmen, während die andere der Tante Carrie verbleibt. Setzen Sie in diesem Sinne sofort ein Schriftstück, eine Urkunde, oder wie Sie es sonst nennen wollen, auf!" wandte sie sich an Parsons.

„Nur nicht so hastig, mein liebes Fräulein!" entgegnete der

Alte lächelnd; „Sie haben kein Recht, ein derartiges Papier zu unterzeichnen, bevor Sie das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht haben!"

„Mein Himmel! Das dauert noch sehr lange; ich bin ja erst etwas über achtzehn Jahre alt! — Wo ist das Geld jetzt?" fragte sie dann, sich mit scheuem Augenaufschlag an George wendend.

„Ich denke, es steht unter der Obhut meiner Mutter," erwiderte der letztere.

„Schön; es mag auch ferner so bleiben, und ich wünschte nur, Tante Carrie würde auch mich unter ihre Obhut nehmen," sprach Kate eifrig; dann, als sie die bewundernd auf sich gerichteten Blicke ihres Veters bemerkte, steigerte sich noch die Blut auf ihren Wangen, und sie senkte verschämt die Augen.

„Warum sollte sie es nicht thun?" rief George, von dem Gedanken, dieses liebliche Mädchen fürderhin in seiner Nähe haben zu können, ganz begeistert. „Ich sehe wahrlich keinen Grund ein, weshalb Sie, meine teure Cousine, mich nicht als Reisebegleiter nach Newyork annehmen sollten; ich darf Ihnen mit gutem Gewissen die Versicherung geben, daß Sie meiner Mutter willkommen sein und in mir einen treuen Gefährten finden werden!"

George erbot sich seinerseits, sofort zu Kate's Adoptiv-Eltern zu gehen und für deren Einwilligung in die Uebersiedelung des Mädchens zu ihrer Tante nach Newyork zu sorgen.

Dieses Anerbieten wurde dankbar angenommen, und wenige Minuten später verließen die drei die Office des alten Rechtsanwalts.

Am nächsten Vormittag reiste Kate in Begleitung ihres Veters nach Newyork ab, von den Segenswünschen James Parsons' begleitet.

Thomas Treadwell aber war wütend, daß ihm durch diese Wendung der Dinge jede Möglichkeit genommen war, seinem Groll und seiner Rachsucht gegen Carrie Wilson durch die That Genüge zu leisten; er vermochte diesen Fehlschlag seiner Pläne nicht zu überwinden und wurde ein verbitterter alter Mann, dem jeder gern aus dem Wege ging.

Eine Nacht unter chinesischen Banditen.

Aus dem Englischen von B e t s y.

(Nachdruck verboten.)

Für alle Mann an Bord des „Tien-sin" war es ein vergnügter Tag, als die erste große Dschunke mit neugeerntetem Thee beladen den Fluß herabschwamm und bei uns anlegte.

Der „Tien-sin" hatte, auf frischen Thee wartend, länger als zwei Monate in Whampoa gelegen und noch andere Schiffe lagen zu denselben Zwecken da, während ihre Kapitäne in Kanton waren, um mit den Kaufleuten die Geschäfte möglichst günstig abzuschließen. Inzwischen fiel infolge der Hitze die Bemalung unseres Schiffes in großen Blasen ab; unser Tafelwert war vernachlässigt und unsauber; an Bord aber war alles reinlich und nett. Als unser Kapitän das Schiff verließ, übergab er dem Steuermann das Kommando, aber dieser und die Hälfte der Besatzung war fieberkrank in das Hospital ans Land geschafft worden, von wo viele nicht wiederkehrten. Ich war der zweite Steuermann und war als solcher jetzt Befehlshaber des Schiffes.

Da ich mein eigener Herr war, so übergab ich fast jeden Abend dem Bootsmann das Kommando und fuhr ans Land, um die Umgegend zu durchstreifen. Mein steter Begleiter war ein Kadet, George Thompson, ein zierlicher, kleiner Junge mit wundervollen, großen, blauen Augen und von einer Lebhaftigkeit, wie sie eben nur junge Leute in diesem Alter besitzen. Mutig, thätig, waghalsig bis zur Tollkühnheit, war er der Liebling aller. Auch ich hatte ihn lieb gewonnen und nahm ihn gerne auf meinen Ausflügen mit.

Der Hauptteil von Whampoa, Silberstadt genannt, liegt auf einer von zwei Gabelungen des Flusses gebildeten Insel und hat außer vielen Wein- und Branntweinschenken nichts Anziehendes aufzuweisen; deshalb begaben wir uns nur selten dahin, sondern wählten das entgegengesetzte Ufer. Nachdem man ein Labyrinth von Hütten und Kaufläden passiert hat, gelangt man in die offene Landschaft, die im Schmuck bewaldeter Hügel und Thäler und hübscher Dörfer dem Auge sich darbietet. Die Straßen waren gut, die Szenerie anziehend, die Eingeborenen friedlich und bescheiden, und das ganze war eine angenehme Abwechslung gegen

die Einförmigkeit des Lebens auf dem Schiffe, so daß ich mit George fast jeden Abend hierher kam.

Eines Abends ruderte ich mit George wieder ans Land und befestigte mein Boot an der Landungstreppe; wir hatten das schmutzige Dorf bald hinter uns und waren nun in der offenen Landschaft.

In der Entfernung von etwa vier Meilen lag ein Dorf, das wir schon lange einmal besuchen wollten, und an diesem Abend schlug George vor, diese Absicht zur Ausführung zu bringen. Da die Sonne noch nicht untergegangen war und wir noch viel Tageslicht hatten, so hatte ich nichts dagegen, und wir machten uns auf den Weg. Die Straße führte uns in ein langes, breites Thal, das zwischen zwei abgerundeten Hügeln lag. Ab und zu trafen wir auf chinesische Grabstellen, die kreisförmig in die Hügel gegraben waren. Die Sonne ging eben unter, als wir das Dorf betraten, und ich wollte umkehren; aber George bat so inständig, wir möchten uns das Dorf anschauen, daß ich nicht das Herz hatte, ihm seine Bitte abzuschlagen. Wir gingen weiter. Die Häuser waren nach dem gewöhnlichen chinesischen Muster ge-

taum wehte ein Lüftchen und das leise Zirpen und Summen einiger Insekten war der einzige Laut, der sich hören ließ.

Wir hatten etwa eine Meile zurückgelegt, als George anhielt, um ein Schuhband fest zu binden. Ich ging inzwischen weiter. Er kam mir bald nachgelaufen und sagte, es käme jemand hinter uns her. Da dieser Landweg stark frequentirt wurde, so war es ja leicht möglich, daß eine Person mit uns denselben Weg hatte; um mich aber zu vergewissern, blieb ich stehen und lauschte. Jetzt hörte auch ich Fußtritte und zwar ziemlich nahe. Etwa fünfzig Schritte hinter uns lief die Straße unter Bäumen hin und war dunkel; zwischen dieser Stelle bis zu uns war sie hell; es schien, als ob die Fußtritte in diesem schattigen Straßenstücke tönten und aufhörten, so wie wir stehen geblieben waren. Wir gingen einige Schritte weiter, blieben wieder stehen, hörten aber nichts mehr; niemand war auf der hellen Straße zu erblicken. Da ich vor meinem jungen Begleiter nicht ängstlich erscheinen wollte, machte ich lachend eine Bemerkung, und wir wanderten eilig weiter.

Wir führten nichts weiter mit uns, als leichte Spazierstöcke,



Das Louvre in Paris, vom Carrouselplatz aus gesehen.

baut, mit überhängenden und spitz zulaufenden Dächern. Das Dorf war größer, als ich erwartet hatte. Die Leute waren eifrig mit dem Schließen der Verkaufsläden und mit Herrichtung ihrer Nachtlager beschäftigt. Niemand schien von uns Notiz zu nehmen, und es war dies auch weiter nicht auffällig, da ja seit langer Zeit Fremde in Whampoa und Umgegend nichts seltenes sind. Eine offene Thüre und ein hell erleuchteter Raum dahinter erregte unsere Aufmerksamkeit, es war eines der Spielhäuser, mit welchen in China jede Stadt und jedes Dorf erfüllt ist. Die Szene ist eigentümlich, hat aber im ganzen wenig reizendes: einige wenige Dollars ist alles, was von der Bank zu sehen ist; die Leute sind friedlich und ruhig, wenigstens habe ich nie von einem Skandal in diesen Spielhäusern gehört. Da es zu dunkel geworden war, um von dem Dorfe noch viel zu sehen, so schlug George vor, weitere Forschungen aufzugeben und für einige Minuten in das Spielhaus zu gehen.

Als wir hinaustraten, war es finster geworden, aber das klare Sternenlicht ließ uns die breite weiße Straße hinlänglich erkennen. Wir hatten das Dorf bald hinter uns und gingen rasch unserem Schiffe zu. Die Straße war jetzt völlig einsam,

die im Falle eines Raubanfalles, was in China nichts seltenes ist, völlig nutzlos gewesen wären; ich hob deshalb von der Straße einen Stein auf, knotete ihn in eine Ecke meines Taschentuches nach Yankee-Manier und fühlte mich nun etwas sicherer. Der Weg vor uns war breit und offen, ohne Bäume, die Erdbank an einer Seite hatte nur halbe Manneshöhe, auf der anderen Seite waren die freien Reisfelder.

Der Mond trat eben aus den Wolken hervor. George plauderte unbefangen weiter, so daß meine Besorgnis allmählich schwand. Wir gelangten nun an einen Hügel, in welchem sich ein von uns oft besuchtes Grab befand. Kaum waren wir an diesem vorbei, als George plötzlich rief; „Sehen Sie sich vor, Edward, da ist ein Mann in dem Grabe!“

Noch rechtzeitig wandte ich mich um, so daß ich den direkten Angriff vermeiden konnte. Ein Mann sprang aus dem Hofe des Grabes auf mich los; hinter ihm standen noch zwei andere. Als er an mir vorbeisprang, versetzte ich ihm einen Schlag mit dem eingeknoteten Stein; er taumelte, fiel aber nicht zu Boden. Wir gewannen dadurch etwas Zeit. Wenige Schritte vor uns stand ein abgestorbener Baum: es war unsere einzige Chance; gelang

es uns, ihn zu erreichen, so konnten wir uns dort vielleicht verteidigen, bis jemand zu Hilfe kam.

„Der Baum, George!“ rief ich. „Lauf mein Junge, um dein Leben!“ Und fort stürmten wir, die beiden Schufte hinter uns drein, der dritte folgte unsicheren Schrittes. Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit: wir standen, den Rücken am Baum,

born gepackt und wollte eben den Stein nachfolgen lassen, aber wie ein Aal schlüpfte er mir durch die Finger und hatte meine Hände gefaßt. Da kam auch der dritte Kerl heran, der den ersten Angriff auf uns gemacht hatte, und drang mit einem großen Stein wütend auf mich ein. Ein Todesschrecken kam in diesem Augenblick über mich und mit aller Kraft suchte ich meine Hände frei



„Für das gute Großmütterchen.“ Nach dem Gemälde von H. Lüben.

bevor die Feinde uns einholten. Glücklicherweise hatten sie auch keine anderen Waffen als Stöcke, sonst hätten wir nicht gegen sie aufkommen können.

Den einen schlug ich zu Boden und rief: „Nun, George, d'rauf!“ Bevor der zweite sich versehen konnte, hatte ich ihn

zu machen, aber sie waren fest gehalten, wie in einem Schraubstock. Als ich den tödlichen Schlag erwartete, sah ich George zwischen unsere Beine kriechen und im nächsten Augenblick lag ich am Boden und mit mir der Bandit, der mich festhielt. Während wir am Boden rangen, kam George mit geöffneter Federmesser

heran, stieß es meinem Gegner ins Gesicht und mit lautem Geheule ließ der Chinese meine Hände los. Als ich aufsprang, erhielt ich von dem dritten einen Schlag mit dem Steine. Tausend Funken flimmerten vor meinen Augen — mein Gehirn drohte den Schädel zu sprengen — alles um mich her drehte sich — dann ward alles finster, und ich verlor das Bewußtsein.

Lange konnte ich nicht dagelegen haben, denn als ich wieder zu mir kam, befand ich mich noch an demselben Plage, an welchem ich niedergefallen war, und zwei Männer knieten neben mir. Sie durchsuchten meine Kleider, indem der eine sie mit George's Messer aufschlitzte, der andere nachsah, ob ich etwa Geld oder Kostbarkeiten bei mir hätte. Ich verhielt mich völlig ruhig, so daß ihnen mein Wiedererwachen entging.

Ich lag auf dem Rücken quer über der Straße, meine Füße dem Hügel zugekehrt; der Mond beleuchtete die Szene und ein Seitenblick belehrte mich, daß die Straße nach rechts und links ganz leer war. George sah ich nicht, ebenso wenig den dritten Räuber. Bei zunehmendem Bewußtsein wuchs meine Besorgnis, was wohl aus dem Jungen geworden sei. Wäre er verletzt worden, so hätte sein Körper in der Nähe liegen müssen, denn die Zeit wäre zu kurz gewesen, ihn zu besettigen. Ich hoffte, er sei entkommen, um vom Schiffe Hilfe zu holen; dadurch war auch das Fehlen des dritten Banditen erklärt, der ihn wahrscheinlich verfolgte. Als sich bei mir nichts mehr fand, setzten sich die beiden Kerle neben mich und begannen ihre Beute zu prüfen. Meine kleine Fenster Uhr wurde sorgfältig beiseite gelegt, dann kam mein Taschenmesser, mein silberner Bleistifthalter, meine Hemdknöpfe — alles wurde genau beesehen und zur Uhr gelegt.

Zufällig blickte ich jetzt nach dem Hügel und nahm etwas sich Bewegendes wahr. Es war kaum einen Moment sichtbar, nur eine Idee, es konnte ein Strahl des verschwindenden Mondes sein, das leise Schwanken eines Busches; aber mein Hoffen auf Hilfe, das stürmische Arbeiten meines Gehirns ließ mich mein Auge wieder dahin richten. Es war eine Stelle, an welcher rings um einige Felsblöcke ein dichtes Buschwerk stand, nicht umfangreich, aber groß genug zum Versteck eines Menschen, dunkel, um die nächste Umgebung nicht deutlich erkennen zu lassen. Nun rollte ein Stein die Hügelseite hinab, das kurze Gras dämpfte sein Rollen; auf der Straße neben mir fiel er nieder. Doch reichte das schwache Geräusch hin, um die beiden Männer aufmerksam zu machen, sie sprangen auf, und beide begannen die Beute zusammenzuraffen, um sich zu entfernen.

Da sah ich die Bewegung wieder deutlich. Ich sehe eine auf mich zu sich bewegende schwarze Linie — schneller und immer schneller — jetzt erhebt sich ein dunkler Gegenstand — jetzt noch einer — ein Geräusch — der Rärm eilender Schritte — ein lauter Schrei — die Büsche wurden lebendig — sie stürzten auf uns zu. Ich schrie laut auf und versuchte mich zu erheben, schon sehe ich meine beiden Gegner in heftigem Kampfe mit anderen. Wildes Geschrei erfüllt die Luft, gewaltiges Ringen und Toben wirbelt eine Staubwolke auf. Ich erhebe mich auf einen Ellbogen, doch war ich zu schwach, aufzustehen, sonst wäre es mir leicht gewesen, zu entfliehen, noch kann ich nicht erkennen, ob die neuen Ankömmlinge Freunde oder Feinde sind, aber alles scheint auf das erste zu deuten. Bald aber war mir klar, daß sie Chinesen waren — aber vielleicht waren es Hafnarbeiter und dann wären sie Freunde gewesen. Nach einiger Zeit löste sich der Knäuel, zwei leblose Gestalten lagen am Boden: es waren die beiden Räuber!

Ein Mann trat auf mich zu und machte mir ein Zeichen, aufzustehen. Ich schüttelte den Kopf und wies auf meine, mit geronnenem Blut und Staub bedeckte Stirne. Ohne darauf zu achten, packte er mich rauh bei einem Arm, hob mich in die Höhe und stellte mich auf die Füße, aber als er mich losließ, stürzte ich vor Schwäche wieder zu Boden. Nun gab er den anderen in chinesischen Worten einige Befehle und ging fort. Die Männer eilten nach dem Hügel, hieben einige Büsche um und hatten in kurzer Zeit einen Tragesessel hergestellt. Es war mir klar, ich sollte sie begleiten, mein Herz sagte mir, ich sei Gefangener. Aber zu welchem Zweck?

Der Mann, welcher der Anführer der Bande zu sein schien, war inzwischen wieder gekommen. Auf seinen Befehl wurde ich in den Sessel gehoben. Nicht weit davon lagen die beiden ersten Räuber ausgestreckt und bewegungslos.

Drei Männer hoben den einen Körper auf; er lag steif in

ihren Armen, ein Bein baumelte gebrochen herab. Sie schleuderten ihn in das Reisfeld, wo er mit lautem Klatschen niederfiel, nichts weiter — kein Schrei, kein Stöhnen war aus dem Sumpfe hörbar. Dann ergriffen die Männer den zweiten. Wieder ein Klatschen im Sumpfe und alles war still. Der Zug bewegte sich mit mir links den Hügel hinauf. Auf der Straße hinter uns waren zwei große dunkle Lachen, die einzigen Zeichen der Greuelthaten, die hier eben ausgeführt worden waren. Als er einige Zeit bergauf gegangen war, kamen wir zu einem Graben, und nach dessen Ueberschreitung bald in ein trockenes Bachbett. Hier wurden meine Träger von anderen abgelöst und der Marsch ging weiter.

Der Weg wurde beschwerlich, meine Träger keuchten, sie suchten sich die Mühe durch einen leisen Gesang zu erleichtern, dessen eintönige Melodie mich noch jetzt schauernd an die schrecklichen Stunden erinnert. Aus verschiedenen Zeichen entnahm ich, daß wir bald unser Ziel erreicht hätten. Ich täuschte mich nicht. Vor uns tauchte ein weißer Gegenstand auf, den die Männer mit einem wohlgefälligen Grunzen begrüßten und an welchem sie anhielten; es war einer der großen kreisförmigen Höfe, welche, wie im Anfange erwähnt, von den Chinesen vor den Begräbnisstätten angelegt werden. Aus der Größe und der einsamen Lage zu urteilen, mußte dieses Grab einer vornehmen Familie des Landes zur Ruhestätte dienen. Jetzt war die Anlage im Verfall und deshalb von der Bande als Versteck gewählt worden. Der Tragesessel wurde auf den Boden gestellt und mir bedeutet, aufzustehen; die kalte Nachtluft hatte mich erfrischt und obgleich ich noch schwach war, war ich doch imstande, der Weisung zu folgen und in den Hof des Grabes zu gehen. Im Hintergrunde zeigte sich eine schmale Oeffnung, in welche einer der Männer auf Händen und Füßen hineinkroch; ich wurde gezwungen, ihm zu folgen. Der Weg war stockfinster und eben hoch genug, daß ich aufrecht knien konnte; selbst dann berührte mein Kopf die Decke. Ein dumpfer Erdgeruch erfüllte den Platz, die Seitenwände waren kalt und feucht. Nachdem ich einige Schritte gefrochen war, wandte der Gang sich in einem scharfen Winkel nach rechts, und ich nahm einen Lichtschimmer wahr. Der Weg erweiterte sich etwas, bald konnte ich aufrecht gehen, in der nächsten Minute war er zu Ende. Ich befand mich in einem etwa vier Quadratmeter großen Zimmer, die Decke war niedrig, nicht viel über Mannshöhe und war wie die Wände schwarz von Rauch und Schmutz. Dem Eingange gegenüber war eine zweite schmale Oeffnung, wie die erste im Hofe, ohne irgend eine Thüre oder Verschluss. In der Mitte des Raumes stand ein aus rohen Brettern, die auf Steinen ruhten, angefertigter Tisch. Ihn umstanden der Anführer und die meisten der Männer; einige legten ihre Gürtel ab und warfen ihre langen Messer auf den Tisch, andere tranken aus einem Bambusbecher, der aus einer Kürbisflasche beständig frisch gefüllt wurde.

Einige Matten, ein Stoß Kochgeschirre aus Messing, einige antik aussehende Sessel bildeten das Meublement des Zimmers. Die Kürbisflasche reichte ein unförmlicher Zwerger mit dickem Kopfe und vorstehenden Kinnzähnen herum. Sein Kopf war kahl bis auf einen Haarpopf, der wie ein Schweinegeschwänzchen von seiner glänzenden Glase herabhängte; seine Augen zwinkerten mit einem Ausdruck, der je nach Gelegenheit Lustigkeit oder Bosheit bedeuten konnte. Die Bemerkungen, die das kleine Monstrum beim Füllen des Bechers machte, schienen komischer Natur zu sein, denn jeder klopfte ihm beifällig auf den Rücken oder gab ihm einen freundschaftlichen Fußtritt.

Hierauf holte der Räuberhauptmann ein Stück grobes, vergilbtes Papier unter dem Tische hervor, dann ein Stückchen Steinplatte, auf welcher die Chinesen ihre Tusch zu Tinte reiben und einen Rucken Tusch, welche einer der Männer sofort zu reiben begann. Dann nahm er aus seinem Gürtel eine Rohrfeder, die er neben das Papier vor mich legte. Endlich zog er mit einem nicht mißzuverstehenden Blicke sein langes, scharf spitziges Messer und gab mir einen Wink, daß ich schreiben sollte. Obwohl ich wohl wußte, was sie wollten, stellte ich mich doch, als ob ich sie nicht verstände, schüttelte den Kopf und zögerte mit dem Schreiben. Nun stellten sich zwei Männer neben mich, drückten mich an den Schultern fest auf den Sessel, legten meine beiden Arme auf den Tisch, den rechten auf das Papier, den linken nach dem Anführer ausgestreckt. Er ergriff sein Messer, packte mein Handgelenk, presste meine Hand auf den Tisch und setzte das Messer so fest und dicht an den Knöchel meines kleinen Fingers, daß

Blut hervordrang; zugleich erhob ein Mann einen Stein und hielt ihn über den Messerrücken, den Wink zum Abschlagen des Fingers erwartend. Die übrigen schauten stillschweigend zu. Ihre Absichten waren jetzt so klar, daß es ein Wahnsinn gewesen wäre, zu widerstehen. Sie hatten mich ohne Zweifel gefangen, um ein Lösegeld zu erpressen, und waren willens, das bei chinesischen Räubern sehr gebräuchliche Mittel zur Erreichung ihres Zweckes anzuwenden; täglich sollte einer meiner Finger meinen Freunden zugesandt werden, wenn sie zögerten, die verlangte Summe zu zahlen. Wenn dieser Plan fehlschlug, dann war mein Leben verloren. Die Toten können nichts verraten, und die Schakale würden bald dafür gesorgt haben, daß meine Person nicht mehr zu erkennen gewesen wäre.

Ich machte ein Zeichen des Nachgebens und ergriff die Feder. Die Banditen ließen ein Beifallsgemurmel hören und riefen „Ah-hah! Ah-hah!“ Der Anführer ließ mein Handgelenk los; ich legte das Papier zurecht, tauchte die Feder, richtiger den Pinsel in die Tinte und begann meinen Brief.

Der einzige Freund, den ich außer meinen Schiffsgenossen in Whampoa hatte, war der Hafenmeister, ein alter Schulkamerad, der eine einflußreiche Stellung einnahm. Er war meiner Ansicht nach der einzige, der mir helfen konnte.

Ich schrieb:

Mein liebster Elston!

Ich und George Thompson sind überfallen worden, ich bin gefangen in den Bergen. Thompson ist nicht bei mir, und ich weiß nicht, ob er lebt oder tot ist. Die Hallunken drohen mir die Finger abzuschneiden, wenn mein Lösegeld nicht gezahlt wird. Steh' mir bei und sieh' zu, ob du diesen Platz ausfindig machen kannst — es ist eine große Grabstätte, westlich von Whampoa, an einer kahlen Bergseite, etwa fünfzehn Meilen von der Stadt. Mehr kann ich nicht angeben, da ich in finsterner Nacht hierher gebracht wurde. Hilf mir, um unserer alten Freundschaft willen, versprich Geld oder zahle es, wenn nötig. Ich bin in großer Gefahr. Thompson verlor ich etwa zwei Meilen vom Schiffe aus den Augen, als ich zu Boden geschlagen wurde.

Dein

Edward Raubon.

Als ich mit dem Briefe fertig war, nickte der Räuberhauptmann mir Beifall zu und machte dem Zwerge ein Zeichen. Er sprang auf den Tisch, setzte sich vor mich hin und that, als ob er das Schreiben lese. Als er zu Ende war, winkte er einem der Männer und sprach zu ihm einige Worte; dieser ging in eine Ecke des Raumes, hob dort etwas auf und legte es vor den Zwerge. Es waren kleine Steinchen, die der kleine Mann abzählte, bis es hundert waren. Neben sie legte der Anführer sein Messer, machte mich darauf aufmerksam, während der Zwerge den Finger in die Höhe hielt. Als sie sahen, daß ich begriff, strich er die Steinchen beiseite, schob sie wieder hin, wobei der Zwerge zwei Finger in die Höhe reckte, und dies wiederholte sich fünfmal. Nun schlug mir der Hauptmann mit dem Rücken des Messers über die Finger und deutete auf den Brief.

Fünfhundert Dollars war der für meine Finger verlangte Preis; es war nicht viel, aber für mich ebenso unerschwinglich, als wenn es zwanzigmal so viel gewesen wäre. Ich fügte meinem Briefe eine Nachschrift zu:

„Die Spitzbuben verlangen für jeden meiner Finger fünfzig Dollars, macht fünfhundert. Um Gotteswillen, hilf mir!“ Dann adressierte ich den Brief als „eilig“ an den Hafenmeister Elston, falls dieser nicht anzutreffen, an den Kapitän meines Schiffes.

Der Anführer schloß den Brief und übergab ihn mit einem Befehle einem der Kerle, der die Kleidung eines bei englischen Schiffen beschäftigten Arbeiters anlegte, den Brief in seine runde Kappe steckte und die Höhle verließ.

Nähe der in einen Nebenraum führenden Oeffnung wurde nun eine Matte auf den Boden gelegt und mir angedeutet, mich niederzuliegen, was ich bereitwillig that. Einige der Bande stellten große Steine vor den Eingang, um ihn zu schließen, während andere aus dem Nebenraum Holz holten und ein Feuer anzündeten, der Zwerge schleppte einiges Küchengerät und Beutel heran, welche Reis, getrocknete Fische und Gewürz enthielten. Die übrigen lagen auf Matten und sahen zu. Dasselbe that auch ich eine Weile, bis ich ermüdet von den Erlebnissen der Nacht und von dem dichten Rauche des Feuers einschlief. Als ich nach wohl

mehreren Stunden erwachte, lag fast die ganze Bande schlafend um mich her, während der Rest halb im Schlafe die letzten Züge aus Bambuspiessen that. Der Tisch war mit Ueberbleibseln des Mahles bedeckt; nur ein Mann war munter und lehnte am Eingange als Wache. Zwischen ihm und mir befand sich der Tisch, und ich konnte den Wächtposten nur erblicken, wenn ich eine sitzende Stellung einnahm. Dicht neben mir lag im tiefen Schlafe der Räuberhauptmann.

Niemand achtete auf meine Bewegungen und bald legte ich mich wieder nieder, doch nicht um zu schlafen. Jetzt, da die erste Aufregung vorüber war, überlegte ich mir die Gefahren meiner Lage, denn ohne Zweifel befand ich mich in großer Gefahr. Selbst wenn meine Freunde bereit und imstande waren, die verlangte Summe zu zahlen, war für mein Leben nur wenige Garantien geboten.

(Schluß folgt.)

Wirkung der Einbildung auf Kranke, Ärzte und Pfleger.

Es kann für Krankenpfleger und alle, die mit Kranken verkehren müssen, nicht leicht zu oft darauf hingewiesen werden, welchen gewaltigen Einfluß die seelische Stimmung des Kranken auf sein Befinden und darum auf Genesung und Nichtgenesung haben kann. Heute macht der pflichttreue Pfarrer seinem kranken Pfarrkinde einen Besuch. Er findet den Zustand des Kranken leidlich. Aus guten Gründen wiederholt er morgen den Besuch. Er findet den Kranken bedeutend schlimmer. Aber warum denn? Ist etwas neues hinzugekommen? Ist die Krankheit in sich gewachsen? Nein, es stellt sich heraus, daß der gute Pfarrer gestern sein Wort gesagt hat vom Besseren werden. „Es steht schlimmer,“ so sagte der Kranke, „der Herr Pfarrer hat mir keine Hoffnung gemacht!“ Es stellte sich große Traurigkeit und Sorge ein, die Lust schwand, die Verdauungskraft nahm ab, und der Kranke ist wirklich kränker, einzig und allein, weil er von der Seite, von der er es erwartet hatte, kein Wortlein gehört, das seine Hoffnung belebte. Daraus sieht man auch, welches Verderben unverständige Pfleger und Pflegerinnen anstellen können, wenn sie in Gegenwart eines Kranken an der Hand ihrer Erfahrungen darlegen wollen, daß es schlimm steht.

Vor mir liegt ein Auszug eines Vortrages über „Entstehung und Heilung von Krankheiten durch Vorstellungen“, gehalten vom Medizinprofessor Strümpell in Erlangen. Dort heißt es u. A.: „Die einfachste Selbstbeobachtung zeigt uns, wie jede stärkere seelische Erregung eine Anzahl der auffallendsten körperlichen Erscheinungen zur Folge hat. Unsere Bewegungsorgane können erregt und in ihrer Thätigkeit gehemmt werden: Furcht oder Aufregung machen uns zittern, oder Schreck lähmt unsere Glieder. Auch die Muskeln unserer Blutgefäße werden durch trübmäre, rein seelische Erregungen in die Zustände des Krampfes oder der Erschlaffung übergeführt; wir erröten vor Scham oder vor Zorn; wir werden blaß vor Furcht oder innerer Erregung. Auch auf die Thätigkeit zahlreicher Drüsen haben die Zustände unseres Bewußtseins den größten Einfluß; wir vergießen Thränen der Trauer, uns bricht der Angschweiß aus, uns quält die Trockenheit des Mundes, wenn wir in aufgeregter Stimmung sprechen sollen. Alle diese Vorgänge bilden die unmittelbaren Vorläufer zu ungemein häufigen, wirklichen Krankheitszuständen, welche einem unaufmerksamen Beobachter leicht als rein körperliche Leiden erscheinen, während sie doch nichts als die notwendigen körperlichen Folgen rein geistiger Vorgänge und daher auch nur mit diesen letzteren zusammen wieder verschwinden können.“ „Diese Thatsache erklärt uns die Entstehung einer großen Reihe von Krankheitszuständen. Wir erkennen, wie durch bloße Angst vor einem Magenleiden alle subjektiven Empfindungen eines solchen entstehen“ „Die Vorstellung der Lähmung kann zur wirklichen Lähmung führen“.

Daß nun Einbildungen und Vorstellungen solche und ähnliche Wirkungen haben, ist unleugbar in vielen Fällen auch von Einfluß auf die Wirkung der Heilmittel, kann aber auch bei Arzt und Pfleger selbst leicht zu Täuschungen führen, einmal dadurch, daß sie für Wirkung des Heilmittels halten, was lediglich Wirkung des festen Vertrauens, der Vorstellung des Kranken ist, sodann, weil sie selbst in dem Vertrauen auf ein von hoher Seite angepriesenes Mittel zu sehen glauben, was nicht ist. In dieser Beziehung sagt Strümpell vom Arzte: „Auch der letztere versäumt es nur zu leicht, neben den unmittelbaren Wirkungen der von ihm getroffenen Maßnahmen gleichzeitig auch die Bedeutung der hierdurch bei dem Patienten hervorgerufenen Vorstellungen in Betracht zu ziehen. So kommt es, daß die Ärzte oft lange Zeit hindurch von der spezifischen Wirksamkeit gewisser Heilmittel überzeugt sind, während doch die in der That beobachteten günstigen Heilerfolge keineswegs diesen Mitteln selbst, sondern in Wirklichkeit nur dem auf sie gesetzten Vertrauen entspringen. So erklärt sich denn auch, warum die neu entdeckten „Medikamente“ so häufig ihre anfangs allgemein gepriesene „Heilkraft“ schon nach wenigen Jahren wieder verlieren.“

Zur Belehrung und Unterhaltung.

— Der Louvre in Paris. Unser Bild auf S. 60 zeigt uns ein klein Stück Paris, im Vordergrund den Carrouselplatz, links davon den von Napoleon I. zur Verherrlichung seiner in den Jahren 1805–6 gewonnenen Siege erbauten Arc de Triomphe du Carrousel, eine um ein Drittel verkleinerte Nachahmung des Severusbogens in Rom, 15 m hoch und 20 m breit. Den ganzen Hintergrund nimmt der Louvre ein, das bedeutendste unter allen Pariser öffentlichen Bauwerken, sowohl wegen seines Architekturwertes, als wegen seines unübertrefflichen Inhalts an Kunstschätzen. In seiner heutigen Gestalt wurde es unter Franz I. im Jahre 1541 begonnen und bis auf Napoleon III. beständig erweitert und verschönert. Die beiden Flügel des gewaltigen Palastes wurden von letzterem angefügt, auch der zwischen beiden, nur nach vorn offene Platz mit Anlagen geschmückt.

— Für das gute Großmütterchen beim Vorübergehen am Gottesacker der Dorfskirche eine kleine Weile in Andacht zu beten, ist verdienstlich und tröstend und verkürzt die Arbeit keineswegs. Hat sie es doch auch redlich verdient, das gute Großmütterchen, daß ihre Lieben auch über das Grab hinaus ihrer gedenken in frommer und dankbarer Erinnerung an all das gute, an alle Liebe, die vom Großmütterchen ausgegangen, um stets wieder zu ihr zurückzukehren. (Siehe das Bild S. 61.)

— Die Geschichte vom Butterbrot. Eine angenehme Ueberraschung widerfuhr vor einiger Zeit einer kleinen Berliner Beamtenfamilie. Und der sie die Ueberraschung verdankte, war die kleine Hermine, das einzige dreijährige Töchterchen des Hauses. Vor etwa zwei Monaten war's, da saß ein ärmlich gekleideter Mann auf einer Bank der Garten-Anlage, in welcher die muntere Kleine alltäglich in den Vormittagsstunden ihr Butterbrot aß und kindliches Spiel trieb. Der Mann erregte ihre Aufmerksamkeit. Er blickte so trübe und düster zu Boden — gewiß, er hatte Hunger. Sie faßte sich ein Herz und trat auf ihn zu: „Willst du auch ein Stück Butterbrot?“ und resolut brach sie die Hälfte von ihrem Brote ab und reichte sie ihm. Er sah verbutzt auf — ein wonniges Lächeln glitt über seine verhärmten Züge. „Ich danke dir, mein Kind!“ — und er nahm das Stückchen Butterbrot und aß es, und beide lachten einander vergnügt an. Seither wurden sie gute Kameraden. Sie suchte, sobald sie in den Garten kam, sofort nach dem „armen Manne“, wie sie ihn nannte, und „er war glücklich, wenn das roßige Menschenkind mit ausgebreiteten Armen auf ihn zulief. Und ein Stückchen Butterbrot mußte er allemal mitessen — wenn es noch so klein war. Vor einigen Tagen blieb er aus. Hermine war untröstlich und zerbrach sich den Kopf, wo der „arme Mann“ nur sein mochte. Da bekam eines Tages ihr Papa einen Brief von einem Notar, der ihn zu sich bat. Dort erfuhr der Papa merkwürdige Dinge. Erstlich, daß der „arme Mann“ gar kein armer Mann war, sondern ein sehr wohlhabender. Zum zweiten, daß er die kleine Hermine zu seiner Erbin gemacht habe. Zum dritten, daß er einen Brief hinterließ, in welchem zu lesen stand: „Ich hatte an aller Welt verzweifelt; denn, die mir die liebsten waren, haben mich betrogen. Ich hatte allem entsagt; denn was ich wollte, konnte ich nicht haben. Ich habe mich dem Geize ergeben, denn meine Freigebigkeit hat mir nur Undank eingebracht. Knapp vor dem Ende meines Lebens hat mich eine Kindeshand mit Macht gefaßt und mein Leben zurückgegeben. Nur für kurze Zeit, aber wenn ich Millionen zu vergeben hätte, wäre dieser Augenblick nicht zu teuer bezahlt. Vielleicht kommt meiner kleinen Freundin meine Habe mehr als mir, der ich sie nie zu schätzen und zu verwenden wußte.“

— Zu spät. Die Schweden hatten sich Ingolstadts bemächtigt. Der Oberst Georg von Fahrensbach wurde in einer für ihn nicht

ehrenhaften Weise mit dieser Affaire in Zusammenhang gebracht — er sollte ihnen dabei geholfen haben, was aber nicht der Fall war; gleichwohl wurde ihm der Prozeß gemacht. Vergebens rechtfertigte er sich; man untersuchte nicht lange und verurteilte ihn zum Tode. Am 19. Mai 1683 stand er auf dem Schaffot und verteidigte sich auch da noch gegen die Anschuldigung des Verrats, erreichte dadurch aber nichts anderes, als daß man befahl, die Exekution zu beschleunigen. Als der Scharfrichter den Streich nach dem Haupte des Unglücklichen führte, bückte sich Fahrensbach, sodaß er nur am Kopfe verwundet wurde, dann sprang er zornig auf, eilte, sprühend vor Blut und über und über mit Blut überströmt, vom Schaffot und forderte, indem er von neuem seine Unschuld beteuerte und darauf hinwies, daß er den Todesstreich bereits ausgestanden, seine Freiheit. General Altringer, der die Hinrichtung zu leiten hatte, der Urheber von Fahrensbachs Geschehnisse, nahm keine Notiz davon, sondern befahl den Henkern und Henkersknechten, ihn zurückzubringen, und Fahrensbach, von 4 Scharfrichtern überwältigt und niedergemacht, verblutete auf dem Schaffot. Am Tage nach der Hinrichtung kam der Pardon des Kaisers, den die Gemahlin Fahrensbachs erfleht hatte. Altringer wurde 8 Wochen später in Landsknecht erschossen.

— Der Berliner Dichter Burmann hatte, als Goethe seine „Stella“ geschrieben, sich sofort an diesen gewandt und ihm seine wärmsten Sympathien ausgedrückt. Goethe schickte ihm statt aller Antwort ein in rosa Atlas gebundenes Exemplar seiner „Stella“.

Als der Dichtersfürst einst nach Berlin kam, Burmann aussuchte und sich ihm vorstellte, mußte

letzterer vor Freude sich gar nicht zu fassen. Er warf sich auf den Boden und wälzte sich wie ein Kind herum. Goethe fragte ihn, was denn dies zu bedeuten habe, und Burmann antwortete jubelnd: „Ich kann meine Freude über Sie nicht besser ausdrücken. Nun, meinte Goethe jovial lachend, dann will ich mich auch zu Ihnen werfen.“ Sprach's und legte sich zu Burmann auf die Dielen.

— Ein atheistischer Thor sah einen sehr schönen Globus und fragte den Besitzer, einen frommen Geistlichen, wer den Globus gefertigt habe. Er hat sich selber hervorgebracht, antwortete mit kluger Miene der Geistliche. Ach, Sie scherzen! rief der Gottesleugner aus. Der Besitzer des Globus aber sprach nunmehr mit ernstem Blicke: Wie? der kleine Globus da konnte nicht von sich selber entstehen, und der gewaltige Erdball, sowie zahllose andere Sterne sollen von sich selber entstanden sein? Der Atheist verstummte und ging verbutzten Blickes von dannen.

— Gedankenpfitter. Viele Menschen gleichen der Schiffschale, welche während des schönen, ruhigen Wetters auf der Oberfläche der See schwimmt. Sobald aber der erste Windstoß die Wellen unruhig macht, zieht sie ihre Segel ein und sinkt in die Tiefe des Meeres.

Rebus:



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Aufgaben in voriger Nummer:

Rätsel: Weser, Eber, Isis, Suez, Diege, Egge, Kubien, Bein, Ar, Rubin, Gnesen, Weissenburg. Rebus: Offizierspatent.

Verlag von Friedrich Feldbusch in Gleiwitz.
Herausgeg. u. red. von Ludwig Weber, Druck des Düsseld. Volksblatt, beide in Düsseldorf.